

„Wie beichte ich meine Sexualität?“

Der fünfte Spielfilm des britischen Regisseurs Andrew Haigh ist eine Liebeserklärung an das unzerbrechliche Band zwischen Kindern und ihren Eltern. Die Hauptrollen in „All Of Us Strangers“ besetzte er mit einem Starensemble. Im Gespräch berichtet der Brite, wie persönlich der Film für ihn ist.

VON KATHARINA DOCKHORN

In „All Of Us Strangers“ brilliert Andrew Scott als depressiv-melancholischer Drehbuchautor Adam, der in das Haus seiner Kindheit zurückkehrt und auf seine längst verstorbenen Eltern trifft. Sie werden von Claire Foy und Jamie Bell gespielt.

Beinahe hätte es den Film nicht gegeben. Andrew Haigh schmiss die Romanvorlage „Strangers“ des Japaners Taichi Yamada, den ihm seine Stammproduzenten Graham Broadbent und Sarah Harvey ans Herz gelegt hatten, zunächst in den Papierkorb. Zu einer Geister- oder gar Horrorgeschichte fühlte es sich nicht berufen. Die Grundidee des Wiedersehens eines Jungen mit seinen Eltern ließ ihn aber nicht los. „Ich war während der Corona-Pandemie in meinem Haus eingesperrt, fühlte mich einsam und dachte an Familie und Freunde, die ich bereits durch den Tod verloren oder die ich aus den Augen verloren hatte. Ich fragte mich, ob und was ich ihnen zu sagen hätte“, erzählt Andrew Haigh von den Anfängen seiner Arbeit am Drehbuch. „Der Schlüssel war die kulturelle Transformation des Stoffes nach England. Das hörte sich einfach an, war aber sehr viel schwerer, als ich zunächst angenommen hatte.“

Dabei nahm der am 7. März 1973 in Harrogate geborene Filmemacher eine einschneidende Änderung vor. Adam ist in seinem Film schwul, auch weil der Filmemacher selbst schwul ist. Seit 18 Jahren lebt er mit seinem Partner zusammen. „Mir schwebte schon lange vor, einen Film über das Aufwachen eines homosexuellen Kindes in einer heterosexuellen Familie und dessen schwierige Suche nach Orientierungspunkten und Vorbildern vor. Außerdem stehen viele queere Menschen vor der Frage: ‚Wie beichte ich meine Sexualität meinen Eltern?‘“

Seine Filmfigur Adam war zwölf, als die Eltern starben, er kann sich daher erst jetzt, mit Mitte 40 ihnen gegenüber erklären. Und nach kurzer Irritation nimmt seine Mutter die Nachricht als etwas Selbstverständliches auf. „Ich wünsche mir, dass dies in allen Familien klappt“, sagt Haigh.

Dass persönliche Gefühle und Erfahrungen in die Geschichte eingeflossen sind, räumt er ein. „Sie haben aber sicher dazu beigetragen, um die emotionale Stimmung in jeder Szene genau zu treffen. Jede Szene, jede Dialogzeile, jede Handlung habe ich immer wieder auf ihren emotionalen Wahrheitsgehalt abgeklopft“, erzählt Haigh im virtuellen Treffen.

Zugleich habe er lange an der meta-



Sein bislang persönlichster Film: Regisseur Andrew Haigh bei der Premiere in London.

FOTO: STILLMOVING.NET FOR DISNEY

physischen Ebene gefeilt. Völlig selbstverständlich betritt der erwachsene Adam die Welt seiner Kindheit, sitzt wieder am Tisch mit seinen Eltern, kuschelt sich zu ihnen ins Bett. „Ich denke, die Zuschauer können sein Handeln nachvollziehen. Nicht nur Menschen, die die Aussöhnung mit ihren Eltern versäumt haben, wünschen sich doch, dass es sich anders verhalten würde. Sie stellen sich solch ein Wiedersehen im Kopf vor und führen imaginäre Gespräche mit Eltern und

Freunden, die sie vermissen.“ Um sich selbst besser auf den Dreh einzustimmen, kam Andrew Haigh auf eine verwegene Idee. Er überredete den Location Scout des Films, gemeinsam an der Tür seines eigenen Elternhauses anzuklopfen. Und sie durften dort einige Szenen drehen. Wie Haigh steht Scott in einer Szene mit einem Foto (es zeigt den damals zehnjährigen Regisseur und dessen Eltern) vor der Tür und klopft an. Später steht er auf dem Spielplatz, auf dem

Haigh selbst einst etliche Stunden verbrachte.

Für Hauptdarsteller Andrew Scott war dies ein Zeichen von Großzügigkeit, das er nicht missen möchte. Er habe sofort nach dem Lesen des Drehbuches zugesagt: Die Liebe zwischen den Figuren und deren Zärtlichkeit habe ihn gefangengenommen. Diese liebevolle Atmosphäre habe er auch am Set gespürt, erzählt Scott. Er habe auch viele gemeinsame Stunden mit Haigh an den Orten von dessen Kindheit ver-



Die Szenen zwischen Adams Vater (Jamie Bell) und seinem Sohn (Andrew Scott im Hintergrund) wurden gedreht, wo Regisseur Andrew Haigh selbst aufwuchs.

FOTO: CHRIS HARRIS/SEARCHLIGHT PICTURES

Das können Sie besser einschätzen, mir fehlt die Übersicht. Ich habe immer nach interessanten Frauencharakteren mit einem starken Inneren gesucht. Die Sicht auf Frauen im Film verändert sich vor allem durch die neue Generation von Regisseurinnen und Frauen in Leitungsfunktionen. Sie wollen von sich und den Gefühlen von Frauen erzählen. Deshalb achten sie darauf, dass es mehr interessante Angebote für Schauspielerinnen jeden Alters gibt.

Haben sich die Kriterien in den vergangenen Jahren verändert, nach denen Sie Ihre Rollen auswählen?

Im Moment beschäftige ich mich intensiv mit der Frage, welche Rollen ich noch spielen will. Ich stand bis Mitte Juli 2023 sieben Monate lang für die Serie „The New Look“ vor der Kamera.

„Jeder historische Stoff ist auch eine Reflexion über die Gegenwart“

INTERVIEW: Die französische Schauspielerin Juliette Binoche über ihren Film „Geliebte Köchin“ und ihre Serie „The New Look“, in der sie Coco Chanel spielt

Juliette Binoche, geboren am 9. März 1964, ist eine Konstante des Kinos. Sie drehte mit Godard und Kieslowski und wurde in „Der englische Patient“ berühmt. Nun läuft „Geliebte Köchin“ im Kino. Der Film spielt Ende des 19. Jahrhunderts, Binoche gibt die Köchin Eugène, Benoît Magimel ihren Chef und Geliebten. Zudem ist Binoche in der Serie „The New Look“ (Apple+) als Coco Chanel zu sehen. Katharina Dockhorn sprach mit ihr.



Juliette Binoche in „Geliebte Köchin“.

FOTO: WELTKINO

Fanden Sie persönliche Anknüpfungspunkte in Ihrer Rolle als Köchin? In Eugène fand ich mich auch selbst wieder. Das Leben ist öde ohne Leidenschaft. Wir sind menschliche Wesen, die miteinander leben wollen. Der Film zeigt, was es heißt, ein Paar zu sein. Es kommt nicht nur auf die körperliche Verbundenheit an. Entscheidend ist, was man aus Liebe und Zuneigung macht.

Hat zu dem Knistern Ihre Verbindung zu Benoît Magimel beigetragen?

Wir waren vor 25 Jahren ein Liebespaar, und haben eine gemeinsame Tochter. In den vergangenen Jahren hatten wir uns aus den Augen verloren und kaum noch Kontakt. Jetzt konnten wir an unsere damalige Verbundenheit anknüpfen. Dieses unsichtbare Band ist noch da. Für meine Tochter und für meinen Sohn war es wichtig zu sehen, dass sich Menschen nach Trennungen wieder annähern können, und ihre

freundschaftlichen Gefühle füreinander ausdrücken können.

Sie haben in „Chocolat“ eine Kleinstadt und den Zuschauer verführt, jetzt faszinieren Sie als Köchin. Was reizt Sie an diesen kulinarischen Rollen?

Ein Autor und ein Regisseur haben die Geschichten entwickelt, denen ich mich unterordnen muss. Den Duft von Speisen und den Geschmacksinn auf die Leinwand zu bringen, ist die schwierigste Herausforderung überhaupt. Dabei spielt sich etwas Magisches ab, das nur schwer in Worte zu fassen ist. Ich verbinde mein Spiel mit etwas Größerem.

In diesen Monaten kommen einige Porträts stärker, auf ihre Unabhängigkeit pochende Frauen aus Frankreich ins Kino. Wie kommt das?

Das können Sie besser einschätzen, mir fehlt die Übersicht. Ich habe immer nach interessanten Frauencharakteren mit einem starken Inneren gesucht. Die Sicht auf Frauen im Film verändert sich vor allem durch die neue Generation von Regisseurinnen und Frauen in Leitungsfunktionen. Sie wollen von sich und den Gefühlen von Frauen erzählen. Deshalb achten sie darauf, dass es mehr interessante Angebote für Schauspielerinnen jeden Alters gibt.

Haben sie viele Legenden, die meisten hat sie wohl selbst in die Welt gesetzt. Es ist schwer zu entscheiden, welche Mythen stimmen. Die Suche nach der Wahrheit ist auch bei ihrem Verhalten im Zweiten Weltkrieg schwer. Sie fürchtete wohl, alles zu verlieren, wenn sie sich mit den Deutschen nicht arrangiert. Sie selbst hat sich nie zu ihren Motiven geäußert, daher sind wir leider auf widersprüchliche Quellen angewiesen.

Haben Sie besonderes Interesse an historischen Stoffen? Vielleicht treffen sie bei mir einen Nerv, weil sie uns helfen, unsere Gegenwart besser zu verstehen. Jeder historische Stoff ist auch eine Reflexion über die Gegenwart. Über die Kollaboration in Frankreich wollte lange keiner sprechen. [kado

Huren und Heilige

In ihrer Heimat sei sie ein durchaus bekannter Name, bekräftigt Mario Di Carlo, ein Mannheimer Filmemacher italienischer Abstammung, beim 21. Mannheimer Filmseminar im Cinema Quadrat. Hierzulande ist die „Skandalregisseurin“ Liliana Cavani eine lohnende Entdeckung. Ihr hat sich die aufschlussreiche Reihe „Im Dialog: Psychoanalyse und Filmtheorie“ diesmal gewidmet.

VON STEFAN OTTO

Nach Alfred Hitchcock, dessen Werk die Reihe „Im Dialog: Psychoanalyse und Filmtheorie“ einst eröffnete, und anderen großen Namen sind die deutschlandweit angesehene Mannheimer Filmseminare bei etwas weniger geläufigen Regisseuren angelangt und halten so mehr denn je Überraschungen bereit. Die italienische Autorin und Regisseurin Liliana Cavani, deren Schaffen sich das jüngste, ein Wochenende lange Seminar annahm, ist dabei keine gänzlich Unbekannte. Jedoch wird ihr Name gemeinhin und sehr unzulänglich mit nur einem einzigen Film, dem skandalösen „Nachtportier“, in Verbindung gebracht.

Als Voraussetzung, dem weiteren Verlauf, den sechs Vorträgen und sich anschließenden Diskussionsrunden im Mannheimer Kommunalen Kino zu folgen, eröffnete der Kultfilm denn auch das Programm. Die Geschichte von Lucia (Charlotte Rampling), der ehemaligen Inhaftierten eines Konzentrationslagers, die zwölf Jahre nach der Befreiung eine sexuelle Beziehung mit ihrem damaligen Peiniger, Ex-SS-Sturmbannführer Max (Dirk Bogarde), aufnimmt, war 1974 ein Skandal. In Italien wurde der kontroverse Film als „unmoralisch und obszön“ zeitweilig beschlagnahmt und erst nach einem Streik, angeführt von Cavani Regiekollegen Luchino Visconti und Bernardo Bertolucci, wieder freigegeben.

Den gewaltigen Tabubruch, den mörderischen Holocaust sozusagen zu sexualisieren, beging ungefähr zeitgleich auch der US-amerikanische Reißer „Ilsa, She Wolf of the SS“, der in einer deutschen Fassung unter dem Titel „Die Hündin von Liebeslager 7“ veröffentlicht wurde. Von ihm, wie auch von zahllosen Nachfolgefilmen, Sexploitation beziehungsweise Naziexploitation, unterscheidet sich „Der Nachtportier“ jedoch nicht nur in der hohen Qualität der Inszenierung, sondern auch durch seine vielschichtige Darstellung der Machtverhältnisse

einmal unter der Naziherrschaft und einmal unter umgekehrten Vorzeichen, als Lucia die alte Beziehung wieder aufnimmt und so die Kontrolle über den Missbrauchstäter erlangt. Die ehemalige KZ-Insassin reagiert auf einen Trauma heraus, argumentierte die Berliner Kulturhistorikerin Julia Köhne in ihrem Vortrag über masochistische Sexualität und die Identifikation des Opfers mit dem Täter.

„Der Nachtportier“ überstrahlt in der öffentlichen Wahrnehmung alle anderen Produktionen Cavanis, war jedoch nicht der erste und keineswegs

der letzte ihrer mittlerweile rund 35 Filme, mit denen die streitbare Norditalienerin kompromisslos und provokativ an Tabus rührt und immer wieder zu den Motiven Sex und Leidenschaft, Macht und Gewalt zurückkehrt. „Sie ist verbunden mit der wilden Ära des Kinos der 1970er Jahre, als die Früchte der Erneuerungsbewegungen der beiden vorhergehenden Jahrzehnte aufgingen“, erläuterte der Mainzer Filmwissenschaftler Marcus Stiglegger, der sie damit an die Seite ihrer italienischen Kollegen Pier Paolo Pasolini („Die 120 Tage von Sodom“), Bernardo Bertolucci („Der letzte Tango in Paris“) oder Lina Wertmüller („Sieben Schönheiten“) rückte. Heute ist Cavani mit 91 Jahren die einzige von ihnen, die noch am Leben ist. Sie arbeitet nach wie vor. Ihr jüngster, apokalyptischer Film, „Die Ordnung der Zeit“, nach dem gleichnamigen Buch des Bestsellerautors Carlo Rovelli, erlebte seine Premiere 2023 bei den Internationalen Filmfestspielen von Venedig, wo Liliana Cavani zudem mit einem Goldenen Ehrenlöwen für ihr Lebenswerk geehrt wurde.

In den 1960ern, als ihre Karriere beim italienischen Sender Rai startete, machte die studierte Sprachwissenschaftlerin sich zunächst mit Dokumentationen über die NS-Zeit einen Namen. Eine Auseinandersetzung, die möglicherweise auf eigenes Erleben im italienischen Faschismus wie im Zweiten Weltkrieg zurückgeht und als Inspiration nicht allein für den „Nacht-

portier“ diene. Stiglegger fasste den genannten Film in seinem Vortrag mit ihrem Nietzsche-Drama „Jenseits von Gut und Böse“ (1977) und „Leiden und Leidenschaft“ (1985), der Schilderung einer „sapphischen Liebe“ im Berlin des Jahres 1938, als Cavani „deutsche Trilogie“ zusammen.

Ihr erster Spielfilm war 1966 die Rai-Produktion „Francesco d’Assisi“, die eine fast lebenslange Beschäftigung mit dem Heiligen Franziskus einleitete. Zuletzt ließ die Regisseurin den italienisch-deutschen TV-Zweiteler „Sein Name war Franziskus“ folgen und davor, 1989, das historische Drama „Franziskus“, in dem sie den Titelhelden mit dem US-Schauspielerstar Mickey Rourke, dem Kinorebellen der 1980er, besetzte. Ein modernes Gesicht für einen Ordensgründer des Hochmittelalters. Dabei war der Heilige für eine Marxistin und bekennende Atheistin wie Cavani keine naheliegende Stoffwahl, doch die Filmemacherin zeigt ihn besonders als „Menschen in der Revolte“ im Kampf mit Autoritäten, und das verbindet ihre Franziskus-Trilogie mit ihrem Gesamtwerk, in dem durchweg ein tief verankertes Misstrauen gegenüber autoritären Instanzen ersichtlich ist. Seien es der Staat, die Justiz, das Militär oder die Kirche.

Die Auseinandersetzung mit ungleichen Machtverhältnissen, darunter dem Nationalsozialismus und italienischen Faschismus auch über deren offizielles Ende hinaus, findet sich in al-



Löste 1974 einen Skandal aus: Liliana Cavani Film „Der Nachtportier“ mit Charlotte Rampling.

FOTO: IMAGO IMAGES/RONALD GRANT/ITALONEGLIO CINEMATOGRAFICO / LOTAR FILM PRODUCTIONS/MARY EVANS